

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 72 (1927)
Heft: 1

Anhang: Die Mittelschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Januar 1927, Nr. 1

Autor: Bruckner, W.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



spk

Januar

Nr. 1

1927

Die soziale Dienstgemeinschaft als ein Erziehungsziel der Schule.

Für diese Aufgabe der Schule tritt mit der stets überzeugenden Wucht der Tatsachen ein Aufsatz von A. Müller, dem Leiter der Propaganda-Abteilung der Stiftung Pro Juventute, in der Zeitschrift gleichen Namens (Septemberheft 1926) ein, indem er «Wege der Erziehung zur sozialen Dienstgemeinschaft an schweizerischen Mittelschulen» darstellt, die nicht etwa bloß schöne Utopien, sondern handgreifliche und wohlbewährte Realitäten sind. Seine beredten Darlegungen verdienen allgemeine Beachtung der gesamten Lehrerschaft, obwohl sie sich zunächst unmittelbar nur mit den Mittelschulen befassen.

Interessant ist schon, wie eine Organisation der Jugendfürsorge überhaupt dazu kam, sich mit einer solchen Angelegenheit der *Schule* zu beschäftigen. Da zu erwarten ist, daß der Stiftung für diese Arbeit von vereinzelten allzu eifri- gen Schulmännern die Zuständigkeit abgesprochen werden wird, weil sie Kritik übt an Verhältnissen, welche die dafür verantwortlichen Personen lieber nicht erörtert sähen, so darf wohl betont werden, daß allerdings die Jugendfürsorge, die das Wohl der Jugend überall dort zu fördern sucht, wo die sonstigen Instanzen (wie Familie, Schule, sozialpolitische Gesetzgebung usw.) nicht ausreichen, nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hat, auch die Mittelschulen daraufhin zu prüfen, ob sie ihren Zöglingen all das bieten, dessen sie neben der elterlichen Obhut bedürfen, oder ob nicht noch weitere Maßnahmen wünschbar seien? Im übrigen braucht man nur den Müller'schen Aufsatz zu lesen, um zu erkennen, wie wertvoll sein Hinweis auf gewisse Lücken einerseits und auf treffliche Vorbilder anderseits ist. Man mag allerdings entgegenhalten, die Erziehung zur sozialen Dienstgemeinschaft sei ein Stück Reform der schulmäßigen Erziehung und als solche in erster Linie eine Angelegenheit der Schulmänner. Indes hat auch die Fürsorge sich dafür einzusetzen. Denn von dem Geist, in dem die führenden Volksschichten erzogen werden, hängt zum großen Teile ab, wie die Fürsorge in der nächsten Generation betrieben wird. Mit Recht weist A. Müller darauf hin: Lebhafte Wertschätzung und Berücksichtigung der hygienischen, ökonomischen, sittlich-pädagogischen Fürsorge für all das, was schwach ist, könne man nur erwarten, «wenn eine bewußte Erziehung zur Dienstgemeinschaft, eine bewußte Unterordnung seiner Majestät des menschlichen Verstandes unter die überweltlichen Gebote der Sozialetik voraufgegangen ist». Hinzu kommt, daß die Erziehung zur Dienstgemeinschaft nur eine Seite der hier zu besprechenden Arbeit bildet. Diese beschäftigt sich großenteils auch mit Fragen der Schulgesundheits-Fürsorge und der körperlichen Erziehung der Mittelschüler. Im übrigen erinnere man sich, wie immer mehr von einsichtigen, auch theoretisch tiefer denkenden Fürsorgern die Forderung erhoben wird, daß alle Fürsorge *Erziehung* sein müsse. «Jugendhilfe muß Erziehung, nicht Wirtschaftsfürsorge sein», schrieb unlängst wieder Dr. Gertrud Bäumer in dem Handbuche «Jugendwohlfahrt und Lehrerschaft», das vom deutschen Archiv für Jugendwohlfahrt gemeinsam mit dem deutschen Lehrerverein herausgegeben worden ist. Schon die bloße Tatsache solcher freiwilligen Zusammenarbeit von offiziellen Vertretern der Fürsorge und der Schule zeigt, nebenbei bemerkt, wie nahe sich die beiden Gebiete berühren.

Immerhin — so wird man einwenden — handelt es sich da meist um Elementarschüler der einfacheren Volksschichten; die besser situierten Kreise nehmen kaum die Hilfe der Jugendfürsorge in Anspruch. Jedoch ist die (allerdings immer noch verbreitete) Meinung falsch, als ob die Fürsorge es aus-

schließlich mit unbemittelten Schützlingen zu tun habe. Eine ganze Reihe von Fürsorgeeinrichtungen — und gerade der modernsten — hat diese Beschränkung bewußt aufgegeben und hält ihre Dienste *allen* Individuen bereit, denen diese Hilfeleistung nützlich sein könnte, einerlei ob die Personen unbemittelt sind oder nicht (z. B. in den öffentlichen Krankenhäusern, in den Amtsvormundschaften, bei der Berufsberatung oder bei psychotechnischen Eignungsprüfungen). Im Schularzt und anderen Einrichtungen der Schulgesundheitspflege ist die Fürsorge sogar schon in die Mittelschulen eingedrungen, wenn auch bisher nur erst spärlich und noch zu wenig in bewußter Erkenntnis ihrer grundsätzlichen Bedeutung.

Mit Recht weist A. Müller darauf hin, daß die Gruppe der Gymnasiasten, Industrie- und Handelsschüler, sowie der Seminaristen beim Fürsorger leicht zwischen Stuhl und Bank fällt. «Zu den schulpflichtigen Kindern darf man die Mehrzahl aus der jungen Garde künftiger Führer des Volkes nicht mehr zählen. Heißt aber die Lösung: «Schulentlassenenfürsorge», so gibt's für all die Lehrlinge und Lehrtöchter, die An- und Ungelernten so viel zu springen und zu sorgen, daß der Gedanke naheliegt: Das bevorzugte, gutgekleidete Volk der Mittelschüler und -Schülerinnen ist wohlbehütet. Die bestsituierten Eltern und die bestausgebildeten Lehrer schauen dort zum Rechten. Die Jahresberichte der kantonalen Erziehungsbehörden und der örtlichen Schuldirektionen verstärken nicht selten diese Auffassung. Sie lassen uns beim Anblick des technisch glänzend aufgebauten vielgeschossigen Turmes von Klassenstufen bis zur Maturität oft ganz vergessen, daß zur Erziehung außer dem «Unterricht» eigentlich noch vieles anderes gehört, von dem manchmal merkwürdig wenig gesagt wird: Bildung des Herzens, Charaktererziehung, Gemeinschaftspflege.» Wie dieses «Andere» anderwärts wichtig genommen wird, zeigt sich z. B. beim Besuch von vorbildlichen englischen «public schools». Und im Vergleiche damit begreift man den Ausspruch eines Führers der schweizerischen Jugendfürsorgebewegung: «die Erziehung und Fürsorge für unsere Mittelschüler ist das rückständigste Sondergebiet der gesamten Jugendhilfe». Um aber einen solchen Satz nicht vorschnell zu verallgemeinern, veranstaltete die Stiftung Pro Juventute eben die erwähnte Umfrage bei den Direktoren der Gymnasien, der Real- und Handelsabteilungen der Kantonsschulen, wo diese getrennt sind, der Lehrerseminare und einer Anzahl weiterer Mittelschulen. Hiebei wurde nach vier Gebieten gefragt: 1. Hygienische Fürsorge mit Einschluß der Leibesübungen (Turnen, Spiel und Sport). 2. Erziehung zur Beherrschung und Wertschätzung praktischer Handarbeit. 3. Förderung der religiösen, sittlichen, ästhetischen und staatsbürgerlich-praktischen Bildung. 4. Pflege des Gemeinschaftslebens mit Einschluß der Schülerämter und -Vereine. Dazu kam noch die ökonomische Hilfe für begabte Arme.

Mehr als 70 Schulleitungen haben Antworten gesandt. Nur ein Bruchteil davon ist bis jetzt in dem erwähnten Aufsatze verwertet, lediglich soweit sie dessen besonderes Thema betrafen. Aber schon diese Auswahl rechtfertigt zur Genüge die Veranstaltung. Der Aufsatz zeigt eine große Verschiedenheit der Verhältnisse an den schweizerischen Mittelschulen: «Am einen Ort ist für alles mögliche gesorgt, Schularzt- und Zahndienst, gesundheitlich kluge Tagespläne, Schulbäder, Spiel- und Sportplätze, Ferienheim, Reise- und Stipendienkasse, Schulgarten, Werkstätten für Buchbinderei, Schreinerei, Metallarbeit, Plastik, für chemisch-physikalische Versuche. Man pflegt da religiöse oder ethische Besprechungen und Feierstunden in der Schülergemeinde oder im intimsten Kreis, man hat Chöre und Schulorchester, dramatische Gruppen, Debatteklub und Rhetorikübungen, Leseabende, Soireen und Schulfeiern, teilweise Selbstregierung, ein reiches Netz

von Vereinen, enge Verbindung mit den ehemaligen Zöglingen, die der Schule mit Rat und Tat helfen. Aus einem andern Ort schreibt ein Gymnasial-Rektor: «Es tut mir leid, daß Sie mehrmals umsonst an uns schreiben mußten. Wir antworteten nicht, weil wir wirklich gar nichts aufzuweisen haben, was den Namen Jugendfürsorge verdient... Ich glaube wie Sie, daß man mehr tun könnte, und wir werden es nächstens auch versuchen.» Ähnliche Stimmen, fast durchweg aus Städten, drücken z. T. noch erheblich stärker das Bedauern über die *Dürftigkeit des Bestehenden* aus und die Überzeugung: *Es sollte mehr geschehen.*»

Und doch ließ sich feststellen, daß eigentlich alles, was uns an den vorbildlichen englischen «public schools» besonders begehrenswert erscheint, in der einen oder andern Form in der Schweiz, das eine da, das andere dort, bereits besteht und sichtlich gedeiht. Die Schweiz scheint in mancher Beziehung sogar schon besser daran als England. Ein schweizerischer Kenner der Verhältnisse, Prof. Dr. Wilh. v. Wyß, urteilt: «Unsere jungen Leute werden anerkanntermaßen mit Kenntnissen viel besser ausgerüstet als ihre Altersgenossen jenseits des Kanals und in Amerika, und diese Bildung bekommt zudem ein viel weiterer Kreis zu genießen, als in den genannten Ländern.» Mit Recht wird hier neben dem gründlichen Unterricht die überaus wichtige demokratische Grundlage der Schweizer Mittelschulen hervorgehoben, deren grades Gegenteil die vornehmen englischen Internate sind, die denn auch noch vor kurzem an der Versammlung der Erziehungssektion der «British Association» scharfe Angriffe hören mußten wegen der Exklusivität ihrer 20—30 großen Internate, wegen der hohen Preise und Lebenshaltung, der Abschließung vom arbeitenden Volk, der überstarken Belastung freier Individuen mit Formen und Traditionen auf Kosten der Unternehmenergie amerikanischen Stils usw.

Dem Bearbeiter der Umfrage sind zwei Typen von Schulanstalten besonders deutlich entgegengetreten: die wenigen Internate, denen «nicht die Schulung des Intellekts und die sachlich-objektive Wissenschaft, sondern der lebendige Zöglingsscharakter, nicht die Kulturleistung im weltlichen Sinn, sondern der Mensch bis in seine metaphysischen Tiefen hinunter Hauptsache ist. Hier dominiert nicht das Individuum, sondern die Gemeinschaft, und sie wird gepflegt auf dem Boden gegenseitiger wissenschaftlicher Förderung wie körper- und gemütbildender Freizeitanlässe». — Dem gegenüber steht die städtische *Gelehrtenschule*, die einzelne Individuen geistig hochzüchtet: «Ernsthafte Leibesübungen und eingehende schulärztliche Fürsorge werden da mitunter so gut abgewiesen wie College-Gottesdienste, Klassengemeinschaftsleben und andere angelsächsische Mittel der Charakterbildung. Jeder Zögling sucht sich selbst seinen Weg, oft inmitten einer städtischen Schülermasse von 800 und mehr Menschen, die kein inneres Band zusammenhält. Der eine kommt körperlich oder seelisch unter die Räder, der andere gewinnt später Reichtum und Ehren. Beide kommen oft genug nicht zu sich selbst.» Kenner der Mittelschuljugend versichern aber, daß eine gewisse Zahl unter ihnen die Einseitigkeit der stark materialistisch-intellektualistischen Einstellung schmerzlich empfindet.

Die Gesinnung sozialer Dienstgemeinschaft innerlich gefestigter Charaktere ist so einstweilen nur erst selten das entscheidende Ziel der Mittelschul-Erziehung. Aber sie sollte es sein!

Einen ganz besonders wichtigen Angriffspunkt für die Durchführung einer Reform in diesem Sinne bietet *gründliche Ausbildung des Körpers* neben der Geistesbildung. Hier ist also mit aller Kraft anzusetzen. Diese Forderung muß aber auch um ihrer selbst willen erhoben werden: im Interesse der unbedingt notwendigen körperlichen Ertüchtigung der heranwachsenden Schüler. Deshalb darf sie selbst von jenen Schulumnern nicht auf die Seite geschoben werden, die von Geissnungspflege und Charakterfestigung durch die Schule nicht gerade viel wissen wollen. Indes auf keinem Gebiet zeigt sich die einseitig fachspezialistische Einstellung vieler Mittelschullehrer (die sie während ihrer eigenen Gymnasiums- und Universitätsbildung mitbekommen oder sich angeeignet haben) so auffallend wie bei der Haltung gegenüber diesen Fragen. Ken-

ner klagen lebhaft, wie stark der Widerstand gegen einen angemessenen Ausgleich zwischen Geistes- und Körperbildung in den Fachkreisen ist. Ein angesehener Schularzt berichtet: «Wenn ich den Herren in der Kantonsschule mit der Notwendigkeit täglicher Leibesübungen komme, und wären's auch nur zeitlich stark begrenzte, so rede ich an eine Mauer heran.» Eine frühere Umfrage von Pro Juventute über die Regelung des Schularztdienstes in der Schweiz ergab, daß *Hunderte von Schulpflegen bisher noch keinen rationalen Schularztdienst* im Nebenamt nach modernen Begriffen aufgebaut haben, dessen Inhaber dann auf diese Weise vor Behörden Volk und Lehrerschaft als öffentliches Gesundheitsgewissen wirkt. Glücklicherweise zeigen die guten Erfahrungen einer Reihe von Reformgymnasien und anderen Mittelschulen, daß eine kräftige Durchsetzung des Unterrichts mit Stunden für Bewegung, Handarbeit und Leibesübungen keineswegs die geistige Ausbildung benachteiligt, sondern im Gegenteil *an das geistige Leistungsvermögen wohltätig zurückwirkt*. Zugeleich lehren manche Beispiele, wie die Leibesübungen in den Schulen trefflich ausgewertet werden können für die Bildung des Charakters und für die Erziehung zur Dienstgemeinschaft. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Forderung doppelt berechtigt, daß die *körperliche Erziehung in der Mittelschule — und überhaupt in jeder Schule!* — so ernst genommen werden soll wie die geistige. Eine solche körperliche Erziehung mit ihren geistig-sittlichen Grundlagen und Zielen ist nun freilich etwas anderes, als die heutige Strömung auf tunlichst ausgiebige Spielnachmitten ohne erzieherische Einstellung und Leitung wo «besten» Falls eine gewisse Sportsucht geziichtet wird. Nebenbei scheint von hier aus gesehen jene «Spielplatzfürsorge» in bedenklichem Licht, die den schulentlassenen Jugendlichen *«nur Spielplätze, aber keine pädagogischen Spielplatzleiter* zur Verfügung stellt — sehr im Gegensatze zu gewissen amerikanischen Bestrebungen, die das recreation- und playground-work längst zu einem besonderen Zweig der Fürsorge gemacht haben.

Von hier sieht hoffentlich auch der letzte Zweifler ein daß die Fürsorge recht wohl auch mit den Mittelschulen zu tun hat. Ja vielleicht muß sich die Fürsorge noch viel mehr um die Mittelschule kümmern, als es nach unseren bisherigen Ausführungen den Anschein hat. Es ist nämlich sehr wohl möglich, daß ein Teil der Fürsorgemaßnahmen, die bisher vor einzelnen vorgeschrittenen Schulen *selbst* eingeführt wurden im allgemeinen *auf besondere Fürsorgeeinrichtungen übernommen* werden müssen. Hiebei könnten gewisse Stücke der Mittelschülerfürsorge vielleicht an *allgemeine Einrichtungen* für Körperpflege und Leibesübungen angegliedert werden. Es lassen sich recht wohl allgemeine Turn- und Spielplätze für die gesamte (nicht nach Schulartern getrennte) Jugend eines Ortes oder Stadtkreises denken, die unter *einheitlicher* Leitung benutzt werden, wobei die Gliederung der Teilnehmer in der Hauptsache nach ihrer körperlichen Eignung erfolgt (soweit nicht ihre verfügbar freie Zeit Schranken setzt). Solche gemeinsamen Einrichtungen würden nicht nur finanziell leichter zu verwirklichen sein; sie würden auch die verschiedenen sozialen Schichten einander erfreulich annähern, die jetzt in den verschiedenen Schulartern zu sehr voneinander getrennt sind und also in Unkenntnis voneinander aufwachsen.

Schon hiemit hoffe ich hinlänglich angedeutet zu haben wie an den hier erörterten Fragen außer den Lehrern der Mittelschulen auch die gesamte *übrige* Lehrerschaft ein ernstes Interesse nehmen sollte. Es kommt hinzu, daß die Charakterfestigung und Gemeinschaftserziehung wie die körperliche Ertüchtigung — die Müller mit Recht für die Mittelschüler fordert — ganz allgemein auch das wichtigste Ziel der Erziehung an den Primar- und Sekundarschülern zu bilden hat und für diese grundsätzlich in durchaus ähnlicher Weise erfüllt werden muß.

Zur Orthographiereform. Von Prof. W. Bruckner
Basel. Referat vor der Basler Schulsynode (gekürzt).

Es scheint mir wünschenswert, daß heute auch die Schwierigkeiten der Orthographiereform erörtert werden. Wie nötig das ist, wie bedenklich die Ansichten sind, die weite Kreis

von den Aufgaben und den Zielen einer solchen Reform zu haben scheinen, das hat sich zur allgemeinen Überraschung gezeigt, als Anfang 1920 die Regierung des deutschen Reiches sich anschickte, die Rechtschreibung zu verbessern. Neben Forderungen, über deren Berechtigung sich wohl reden läßt, wurde auch der wirklich revolutionäre Vorschlag gemacht, sämtliche Doppelkonsonanten zu vereinfachen, also *bannen* zu schreiben wie *bahnen* (*banen*), *in den Betten*, wie *in den Beeten* (*beten*) usw. Wenn heute selbst die Freunde einer Reform nicht mehr für diese rücksichtslose Vereinfachung eintreten, so ist daran gewiß zum guten Teil die Erkenntnis schuld, daß jene Forderung, die die Schwierigkeiten alle glaubte beseitigen zu können, über das Ziel hinausgeschossen hat.

Bei der letzten Revision der deutschen Rechtschreibung im Jahre 1901 ist bekanntlich das *th* in allen deutschen Wörtern getilgt worden, aber in den Fremdwörtern, zumeist in denen griechischen Ursprungs, ist es geblieben. Es ist aber vom Standpunkt des Deutschen aus kein Grund zu sehen, warum nicht auch in Wörtern wie *Theater*, *Theodor*, *Bartholomeus*, *Barthel* das *h* getilgt werden könnte, warum nicht auch das unnütze *h* in Wörtern wie *Rhein* und *Rhone* fallen sollte, warum endlich nicht auch das Zeichen *ph* in Wörtern wie *Philipp* oder *Photograph* durch das einfache deutsche *f* ersetzt werden sollte. Freilich, wenn die Freunde dieser Reform darauf hinweisen, daß das Italienische die Schreibung mit *t* oder *f* in solchen Fällen schon lange durchgeführt habe, so vergessen sie dabei etwas sehr Wichtiges: daß wohl bei keinem Volk der Erde die Kenntnis fremder Sprachen in dem Maße verbreitet ist wie bei den Deutschen, und daß, wer eben fremde Sprachen kennt, seine Kenntnis auch in der Form seiner sprachlichen Äußerungen glaubt zeigen zu müssen, daß darum auch in der Schreibung die fremde Sprachform Berücksichtigung erfährt.

Im Mittelhochdeutschen, zu einer Zeit, wo man von fremden Sprachen viel weniger wußte, ist die Schreibweise dem Ideal einer Orthographie viel näher gekommen als heute. In Wörtern wie *Krist*, *Kor*, *Kronik* u. a. schrieb man allgemein *K* statt wie heute *ch*; in *tron* oder *Rin* fehlte das *h*; in *berille* «Brille» aus *beryllus* schrieb man *i* statt *y*, *egiptisch* schrieb man mit *e* und *i*. Von diesen Beispielen von *i* für *y*, dessen natürliche Geltung schon durch die alte Bezeichnung *i grec* deutlich ausgedrückt wird, hat sich mit *i Brille* erhalten; in einzelnen andern, so z. B. in *Zylinder* ist trotz der gelehrt Schreibung die natürliche Aussprache mit *i* offiziell gebilligt; im allgemeinen wird aber heute in Wörtern wie *Ägypten*, *System*, *Syphilis* entgegen der volkstümlichen Aussprache eine solche mit *ü* verlangt. Wenn die deutsche Orthographie seit dem Mittelalter hier Rückschritte gemacht hat, wenn die einfache, der deutschen Aussprache entsprechende Schreibung aufgegeben worden ist, wenn es auch so bald nicht gelingen wird, in diesen Punkten eine einfache, natürliche Schreibweise durchzuführen, so ist daran die Rücksicht auf die fremde Sprache schuld, gelehrt Pedanterie.

Es wird schwer halten, gegen diese Macht anzukämpfen. Läuft doch dem rechten Gelehrten schon die Galle über, wenn er nur einen *Kato* oder *Kaligula* mit *K* geschrieben sieht. Freilich, wenn einmal *Tron* mit einfachem *t*, *Fotograf* mit *f* geschrieben wird, dann ist klar, daß die gelehrt und verkehrte Pedanterie auch auf einem andern Gebiet zu verschwinden hätte. Es herrscht heute leider in den Kreisen der Gebildeten und vielleicht erst recht in den Kreisen der Halbgebildeten das Bestreben, seine Sprachkenntnisse dadurch zu zeigen, daß man alle fremden Namen, auch solche, die seit Jahrhunderten im Deutschen eingebürgert sind, in der Weise der fremden Sprachen ausspricht. Philologen, Historiker und Geographen, ja die meisten, die nur einmal über das deutsche Sprachgebiet hinausgekommen sind, vergehen sich so an ihrer Muttersprache, indem sie das mißachten, was für die Eindämmung dieser fremden Namen geleistet und volkstümlich geworden ist. Ja, die Pedanterie kann so weit gehen, daß Lehrer, wenn sie mit ihren Schülern in der Mundart sprechen, ein Fremdwort in der korrekten französischen Aussprache einmischen und so der Mundart Gewalt antun. Es ist klar, wenn in der Orthographie durch Vereinfachung der *th* und *ph* ein gelehrter

Zopf abgeschnitten würde, so müßte auch in der Aussprache diese Pedanterie schwinden. Es wäre eine Stillosigkeit ohne gleichen, *Tron* und *Fotograf* deutsch mit *t* und *f* zu schreiben und daneben *Kroisos* und *Kaesar*, *Löndön* und *Njufaundländ*, *Mechico* und *Don Chuan* zu sprechen. Wenn die Reform der Orthographie dazu führen könnte, daß auch in der Aussprache die deutsche Sprachform mehr Rücksicht erführe, so könnten sie sehr segensreich wirken.

Andere Widerstände gehen aus von der Überlegung, daß gewisse Eigenheiten unserer Orthographie geschichtlich berechtigt sind. Dies gilt besonders von den sog. Dehnungs-*h* und von dem Zeichen *ie*, das heute einfach ein langes *i* bezeichnet. In Wörtern wie *zehn* oder *Stahl*, neben denen mundartliche Formen wie *zäche*, *stachel* stehen, können wir vielleicht die Berechtigung des *h* noch nachempfinden. Aber über diese verhältnismäßig seltenen Fälle hinaus ist dann *h* in der Schrift in gewaltigem Umfang als Dehnungszeichen allgemein eingeführt worden. Wenn schon in Wörtern wie *zehn*, *Stahl*, der Ausfall desselben, nach meinem Gefühl, kaum mehr als störend empfunden würde, so ist in der großen Masse der hierher gehörigen Wörter wie *fahren*, *fühlen*, *sich sehnen* u. a. das *h* erst recht überflüssig, um so mehr, als ja in der Mehrzahl aller Fälle ein Dehnungszeichen überhaupt unnötig ist. Wenn freilich eine künftige Regelung der Schreibweise das *h* als Dehnungszeichen abschaffen sollte, so müßte gleichzeitig auch die Frage geprüft werden, wie es in Zukunft mit dem *h* zwischen Vokalen zu halten sei. Auch dieses ist ja in einzelnen Wörtern etymologisch berechtigt, z. B. in *sehen* oder *fähig*, in andern aber hat es keine Berechtigung, so besonders in *gehen* und *stehen*, und gesprochen werden soll es im Guteutschen überhaupt nicht mehr. Das *h* in diesen Wörtern ist darum m. E. störender und schädlicher als das angefochtene Dehnungs-*h*, weil es Lehrer und Schüler vielfach zur Einübung einer unrichtigen Aussprache verleitet.

Anders als zur Abschaffung des *h* stellen wir Schweizer uns wohl ein zu dem Vorschlag, das *ie* kurzweg durch *i* zu ersetzen. Für den Deutschen, der *tiep*, *lieb*, wie es die Schriftsprache verlangt, stets nur mit *i* spricht, mag eine solche Schreibweise (*tif*, *lib*) nichts Störendes haben. Aber wir Schweizer und mit uns auch andere Süddeutsche sprechen ja den Diphthongen noch in den zahlreichen Wörtern mit altem *ie*; uns würde darum eine Schreibweise wie *giben*, *Stifson* unnatürlich vorkommen, eine solche Vereinfachung müßte uns als eine Art Verarmung der Orthographie erscheinen.

Noch in anderer Hinsicht gilt es m. E. Rücksicht zu nehmen, auf die landschaftlichen Verschiedenheiten der Aussprache. Eine ganz uniformierte Schreibweise kann zu einer Art Zwangsjacke werden, die die lebendige Entwicklung der Sprache hemmt und stört. Zu dem, was man von einer neuen Regelung der Orthographie wohl ganz allgemein verlangt, gehört auch die Einführung des *einen* Zeichens *f*, an Stelle der heute wechselnden Schreibungen *f* und *v*. Tatsächlich ist es uns heute ganz unverständlich, warum *voll* und *füllen*, *vor* und *für*, *Vogel* und *fliegen*, *Vater* und *fahren* nicht alle in gleicher Weise mit *f* geschrieben werden. Der Wunsch ist durchaus begreiflich, daß durchgehends mit *f* geschrieben werden soll: *Fater*, *Fogel*, *foll*. In deutschen Wörtern ließe sich das — von Eigennamen abgesehen — ohne große Schwierigkeit durchführen. Es scheint aber selbstverständlich, daß diese neue Schreibweise dann auch in Lehnwörtern eingeführt werden soll wie *Vers*, *Veilchen*, *Vesper*, die wirklich im Deutschen völlig eingebürgert sind. Doch da zeigt sich nun eine ernste Schwierigkeit: viele aus dem Lateinischen oder aus dem Französischen übernommene Wörter werden nicht in allen Teilen Deutschlands gleich ausgesprochen. Wir in der Schweiz sprechen z. B. *Evangelium*, *Violine*, *Vizepräsident*, auch die Mutter *Helvetia* u. a. mit *f*, während die Bühnensprache für diese Wörter die Aussprache mit *w* vorschreibt. Da hat nun gerade die heutige Schreibweise den großen Vorteil, daß sie jedem die Freiheit läßt, zu lesen und zu sprechen, wie es landesüblich ist. Oder soll etwa der eine Teil dem andern vorschreiben, wie er lesen und sprechen muß? In Wörtern wie *Evangelium* oder *Violine* würde uns die Aussprache mit *w* unnatürlich und affektiert vorkommen, ja wir betrachten gera-

dezu die Aussprache mit *f* als einen Beweis dafür, daß ein Fremdwort sich im Deutschen wirklich eingebürgert hat. Diese Bewegung geht auch in neuerer Zeit noch weiter; so wird z. B. in der Schweiz ein junges Lehnwort wie *Veranda* im allgemeinen mit *f* gesprochen. Wir müssen uns klar sein darüber, daß eine Regelung der Orthographie, die für alle aus fremden Sprachen übernommenen Wörter verbindlich bestimmen wollte, ob sie mit *f* oder mit *v* (-*w*) zu schreiben seien, in diesem einen Punkte die freie Entwicklung des sprachlichen Lebens erschweren, wenn nicht ganz unterbinden würde.

Ich bin mir wohl bewußt, daß Sie meinen Ausführungen eine gewisse Inkonsistenz vorwerfen können, da ich oben die Ersetzung des griechischen *ph* durch *f* als wohl möglich hingestellt habe, aber hier davor warne, das *v* in lateinischen Wörtern, auch wo es wie *f* gesprochen wird, ohne weiteres durch dieses Zeichen zu ersetzen. Aber meine Aufgabe besteht ja glücklicherweise nicht darin, Ihnen definitive Vorschläge zu machen, sondern Ihnen die Schwierigkeiten zu zeigen, die sich der Orthographiereform in den Weg stellen.

Wer sich einmal genauer mit orthographischen Fragen beschäftigt hat, dem wird noch manche Einzelheit einfallen, die er bei einer Neuordnung gerne anders und besser geordnet sähe. So scheint es völlig unzweckmäßig, daß Wörter mit innerem *ck* in der Trennung anders geschrieben werden als sonst. Es ist zu wünschen, daß die Schreibung sich an jeder Stelle gleich bleibe. Dies wäre aber natürlich nicht dadurch zu erreichen, daß nun, wie rechte Pedanten auch schon vorgeschlagen haben, durchwegs *kk* geschrieben würde. Auch die Schreibung der *s*-Laute müßte wohl neu geregelt werden, namentlich auch mit Rücksicht darauf, daß heute die Schule in steigendem Maße dazu übergeht, die Antiquaschrift als erste und einzige Schrift einzuführen. Wenn bei diesem Übergang zur Antiqua das *β*, wie es bei uns in Basel und wahrscheinlich auch sonst mancherorts geschieht, einfach durch *ss* ersetzt wird, und wenn dann in der Zusammensetzung, falls der zweite Bestandteil mit *s* beginnt, für die drei *s* einfach zwei *s* gesetzt werden unter gedankenloser, schablonenhafter Anwendung einer sonst berechtigten Regel, so wird die Sprache geradezu geschädigt. Schreibungen wie *Schllossaal*, *Schlussatz*, *Schlussstrich*, *Verschleisspanne* u. ä., sind nicht ohne weiteres richtig zu erkennen, wie schon allerlei Mißverständnisse gezeigt haben. Ich will hier dabei nicht verweilen, sondern nur auf die klaren und knappen Vorschriften für den Schriftsetzer aus dem neuen Duden von 1926 hinweisen. Wie alle Beispiele zeigen, entstehen die Schwierigkeiten in der Schreibung des scharfen *s* nur bei Zusammensetzungen und allenfalls noch in Abkürzungen. Es müßte darum unbedingt eine Regel aufgestellt werden, daß bei Anwendung der Antiquaschrift, auch wenn man die Ersetzung des alten *β* durch *ss* im Wortinneren billigen wollte, doch im Wortschluß, auch in Ableitungen und Zusammensetzungen das alte *β* beizubehalten wäre.

Ich komme zum Schluß nun noch auf den Vorschlag zu sprechen, der uns heute gemacht worden ist: auf dem Weg zur Orthographiereform einen ersten entscheidenden Schritt zu tun und für die Abschaffung aller großen Buchstaben — außer den Eigennamen und am Satzanfang — einzutreten. Daß die heute bestehenden Regeln ja vielfache Schwierigkeiten schaffen, daß wir manche Unterscheidung als Spitzfindigkeit empfinden, ist ohne weiteres zuzugeben. Aber ich glaube, es ist deswegen doch nicht nötig, die Großschreibung überhaupt abzuschaffen, mit dem Bade das Kind auszuschütten. Tatsächlich erleichtert eben die Großschreibung doch in manchem Punkte das Lesen; aus diesem Grunde wäre die vorgeschlagene Neuerung bedauerlich. Ich weiß wohl, die Freunde der Reform bestreiten dies; sie weisen auf das Französische und andere Sprachen hin und vertreten die Ansicht, daß das Bedürfnis nach Großschreibung der Substantive nur eine Sache der Gewöhnung sei. Ich glaube aber, fürs Deutsche liegen die Verhältnisse nicht genau so wie fürs Französische. Das Deutsche zeichnet sich bekanntlich durch seine Fähigkeit aus, recht lange zusammengesetzte Wörter und Ableitungen zu bilden. Da erleichtert die Großschreibung die rasche, richtige

Erfassung eines Wortes. Wir müssen ja heute damit rechnen, daß wir vieles mit einer bedauerlichen Hast lesen müssen, daß wir oft lange Abschnitte nur überfliegen. Da ist der Leser über die Hilfe der großen Buchstaben froh, die — ihm im einzelnen unbewußt — die Hauptwörter hervortreten lassen. Daß die Großschreibung das Verständnis auch in anderer Weise erleichtert, berichten uns ältere Kaufleute, die zu einer Zeit in der Fremde gewesen sind, als es noch keine Schreibmaschinen gab. Schlechtgeschriebene französische oder englische Briefe sind viel schwerer zu lesen und zu entziffern als schlechtgeschriebene deutsche Briefe, und zwar eben deswegen, weil im Deutschen die großen Buchstaben für die richtige Erfassung und Deutung eines Satzes gewisse sichere Anhaltspunkte gewähren. Wenn aber so die Großschreibung gewisser Wörter Erleichterung bringen kann, so sollten wir einen solchen Vorteil nicht einer langweiligen Gleichmacherei zum Opfer bringen.

Aber auch wer grundsätzlich an den großen Buchstaben festhält, wird darum nicht alles beim Alten bleiben lassen wollen. Mir schiene es das Richtige, zu bestimmen, daß alle Dingwörter in wirklich substantivischem Gebrauch groß geschrieben werden, daß aber sonst — abgesehen natürlich von Eigennamen und vom Satzanfang — die Großschreibung abzuschaffen wäre. Darnach würden also Substantive in solchen Formen, die in adverbialer Verbindung gebraucht werden wie *flugs*, *nachts*, *allerorten*, *untertags*, durchgehends klein geschrieben, wie das heute schon zumeist der Fall ist. Weiter würden die Adjektive in Verbindungen wie *etwas gutes*, *nichts schönes*, gerade so wie in *am besten*, *fürs erste* usw. alle klein geschrieben. Auch andere Wortarten, z. B. Interjektionen und Konjunktionen, die gelegentlich substantivisch gebraucht werden z. B. *das wenn* und *das aber*, könnten klein geschrieben werden. Auch in Titeln wie *der Wirkliche Geheime Rat* dürfte die Großschreibung ruhig aufgegeben werden. Dabei würden manche Schwierigkeiten im Unterrichte wegfallen, freilich nicht alle. Ich verhehle mir auch nicht, daß die endgültige Regelung der Großschreibung nach dem hier vorgeschlagenen Grundsatz in Einzelheiten doch auch wieder manche Schwierigkeiten bereiten kann. Aber solche Schwierigkeiten würden auch denen, die die Großschreibung ganz abschaffen wollen, nicht erspart bleiben. Ich erinnere nur an die Frage, wie die von Eigennamen abgeleiteten Adjektive zu schreiben sind. Dabei gilt es besonders zu überlegen, ob nicht die spitzfindige Unterscheidung von *Lutherisch* und *lutherisch* u. ä. (*Lutherische Schriften*, aber *die lutherische Kirche*) durch einen kühnen Entschluß aus dem Wege geschafft werden könne. Auch andere Fragen, wie die, ob sich die Großschreibung der Pronomina in der Anrede in Briefen wieder beseitigen lasse, werden noch viel zu reden geben.

Noch eine kurze Bemerkung zum Schluß. Ich halte eine bis in die kleinste Kleinigkeit hinein einheitlich geregelte Orthographie nicht für das höchste Ideal. Die Sprache ist das gesittige Besitztum eines Volkes, und so gut wir alle uns verschiedenen ausdrücken, die Sprache also im mündlichen Gebrauch verschieden verwenden, ebensogut läßt sich denken, daß wir die Sprache auch im schriftlichen Gebrauch — natürlich innerhalb gewisser enger Grenzen — nach unserm persönlichen Empfinden gestalten.

Ich bin am Ende. Wenn heute die Lehrerschaft auf eine Vereinfachung der Orthographie dringt, so ist die Erklärung dafür zum Teil wenigstens wohl darin zu suchen, daß die Leistungen der Schüler vielfach von Geschäftsherren, gelegentlich vielleicht auch von Behörden einseitig nach den Leistungen der Schüler in der Orthographie beurteilt werden. Unbilligerweise, denn die Anleitung zu sauberer Aussprache, die Gewöhnung zu anschaulichem, lebendigem Ausdruck und die Erziehung zu einfachem, natürlichem Satzbau sind Aufgaben, die an Wichtigkeit hinter der Einführung der Orthographie gewiß nicht zurückstehen. Aber orthographische Fehler sind für jedermann am leichtesten festzustellen. Wenn durch eine maßvolle Vereinfachung der Rechtschreibung im Unterricht Zeiten gewonnen wird, um diesen andern Aufgaben mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, so hat das Streben nach einer Reform der Orthographie gute Früchte getragen.